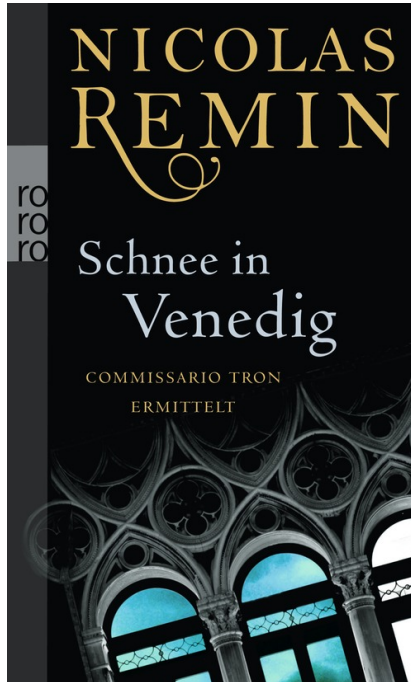


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-25299-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Inhalt

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60

Prolog

Venedig, Herbst 1849

«Es ist ein Wunder, dass sie noch lebt», sagte Dr. Falier zu dem grauhaarigen Priester auf der anderen Seite des Krankenbettes. Beide sahen sie auf das Mädchen herab, das mit geschlossenen Augen vor ihnen im Bett lag. Dr. Falier lehnte an der Fensterbank eines der sechs Fenster im Krankensaal für Frauen und Mädchen. Das Fenster stand eine Handbreit auf, und die Luft eines erstaunlich warmen Oktobertages strömte in den Saal. Dr. Falier hätte gerne ein paar Bäume vor den Fenstern gehabt, stattdessen sah er auf der anderen Seite des *Rio Ognissanti* eine graue Hausfassade, deren Putz abblätterte und vor der aufgehängte Wäsche im Wind flatterte. Das *Ospedale Ognissanti* hatte sich Dr. Faliers bescheidener Meinung zufolge zum besten Krankenhaus Venedigs entwickelt, seitdem er die ärztliche Leitung übernommen hatte – aber die Aussicht aus den Fenstern zum *Rio Ognissanti* hin, fand er, blieb grauenhaft.

Das Gesicht des Mädchens, in dem die Wangenknochen grotesk hervortraten, war bleicher als alles, was Dr. Falier jenseits des Grabes jemals gesehen hatte, und erinnerte ihn an eine noch unbemalte Karnevalsmaske. Ihre Atemzüge waren so flach, dass man sie auf den ersten Blick für tot halten konnte. Die Luft über ihrem Bett schien stillzustehen.

«Sie sieht aus wie ...» Pater Abbondio – Dr. Falier war froh, dass ihm der Name des Priesters wieder eingefallen war – wusste offenbar nicht, wie der Satz weitergehen sollte, und beschränkte sich darauf, entsetzt den Kopf zu schütteln.

«Wie jemand, der seit zwei Wochen kaum Nahrung zu sich genommen hat und fast gestorben wäre», sagte Dr. Falier sachlich.

«War es richtig, dass wir sie nach Venedig gebracht haben?» Pater Abbondios Stimme klang besorgt.

Der Pater, dachte Dr. Falier, wäre ein gut aussehender Mann gewesen, wenn seine blauen Augen unter den buschigen Augenbrauen nicht außer Fassung geraten wären. Das linke Auge des Paters fokussierte nicht richtig. Dr. Falier hatte den Eindruck, dass nur das rechte Auge ihn ansah, während das linke zwischen dem Mädchen und dem Fußende des Bettes hin- und herpendelte.

Dr. Falier nickte. «Auf jeden Fall. Sie hätten ihre Wunden nicht versorgen können», sagte er. «Ich glaube nicht, dass der Transport im *sándalo* ihr geschadet hat.» Er schätzte, dass die Fahrt über die westliche Lagune mindestens vier Stunden gedauert haben musste.

«Ist sie wieder bei Bewusstsein?»

Dr. Falier lächelte matt. «Sie isst und trinkt ein wenig. Dafür braucht man nicht viel Bewusstsein.»

«Also hat sie nicht geredet.»

«Nein. Aber auch wenn sie reden könnte – es ist gut möglich, dass sie sich an nichts erinnert», sagte Dr. Falier. Das entsprach nicht ganz dem, was er dachte, aber er hatte seine Gründe zu schweigen. Er machte eine Pause, bevor er weitersprach. «Sie hatte Blutungen aus dem Unterleib. Es sieht fast so aus, als wäre sie ...» Er hielt es für besser, das Wort nicht auszusprechen, zumal die Bestürzung in den Augen Pater Abbondios unübersehbar war. «Wie alt ist sie?», fragte Dr. Falier.

«Dreizehn.» Pater Abbondio kniff seine Mundwinkel bedrückt zusammen. «Sie stand kurz vor der Kommunion.»

«Weiß man inzwischen, was passiert ist?»

Pater Abbondio schüttelte den Kopf. «Es scheint keine Zeugen zu geben. Der Hof der Galottis», setzte er hinzu, «liegt außerhalb von Gambarare. Der Feldweg, der zum Hof führt, endet dort. Er ist praktisch eine Sackgasse.»

«Also hat niemand irgendetwas gesehen?»

«Dem Jungen, der sie gefunden hat, ist eine Militärpatrouille begegnet. Kroatische Jäger, die in Fusina stationiert sind. Die Soldaten kamen angeblich direkt vom Hof der Galottis. Ich weiß, dass an diesem Tag Patrouillen unterwegs waren. Sie durchkämmen die Gegend immer noch nach Aufständischen.»

«Hat man den kommandierenden Offizier befragt?»

Pater Abbondio zuckte mit den Schultern. «Die Carabinieri dürfen keine kaiserlichen Offiziere vernehmen.»

«Könnte es sein, dass der Vater des Mädchens jemanden versteckt hat?»

«Sie meinen, ob er ein Feind des Kaisers war?» Der Priester gestattete sich ein Lächeln. Seine Augenbrauen flatterten nach oben wie kleine Engelsflügel. «Die Leute in Gambarare interessieren sich nicht für Politik, Dottore. Sie interessieren sich für ihren Mais und ihr Gemüse. Wenn sie nachdenken, dann denken sie darüber nach, wie sie über den Winter kommen.»

«Und der Aufstand der Venezianer?»

Pater Abbondio schwieg einen Moment. Dann sagte er: «Viele Pächter beliefern die kaiserliche Armee. Sie haben nichts gegen die Österreicher. Außerdem erschießen kaiserliche Soldaten nicht grundlos Zivilisten und setzen anschließend ihre Häuser in Brand. Wenn der Mann jemanden versteckt haben sollte, hätte man ihn verhaftet und vor Gericht gebracht, anstatt ihn und seine Frau einfach zu erschießen.»

«Wenn es keine Soldaten gewesen sind – wer dann?»

Pater Abbondio seufzte. «Ich weiß es nicht.» Sein Gesicht wirkte düster und angespannt. «Wird sie durchkommen?»

Der Priester stand noch immer am Fußende des Bettes, sein unstetes linkes Auge huschte über die schmale Gestalt des Mädchens. Dr. Falier registrierte die Flecken und abgewetzten Stellen auf seiner Soutane und tadelte sich da-

für, dass er erst jetzt die stille Würde bemerkte, die diesen Mann umgab. Einen Augenblick lang zog er in Betracht, dem Priester zu sagen, was er gesehen hatte, aber dann entschied er sich dagegen. Es reichte, Pater Abbondio mitzuteilen, dass sie überleben würde.

Vor drei Tagen hatte ihn das Mädchen, das seine Augen noch nie geöffnet hatte, bei der morgendlichen Visite ein paar Sekunden lang angesehen. Er wusste, dass er diesen Blick niemals vergessen würde.

Dr. Falier kannte sich aus mit Blicken. Er kannte die Blicke von Sterbenden, die um einen letzten Aufschub oder einen leichten Tod baten, er kannte die vorwurfsvollen Blicke von Angehörigen, die dem Arzt die Schuld an ihrem Unglück gaben. Aber der Blick des Mädchens hatte um nichts gebeten, noch hatte ein Vorwurf in ihm gelegen. Dieser Blick (aus Augen, die das strahlende, helle Grün von Frühlingslaub hatten) war merkwürdig emotionslos gewesen, und genau das hatte ihn in Verwirrung versetzt. Dr. Falier hatte nicht in die Augen eines Kindes geblickt, sondern in die Augen einer Frau, die wusste, was mit ihr geschehen war, und die entschlossen war, nichts zu vergessen. Die Botschaft war so klar und eindringlich gewesen, dass Dr. Falier einen Moment lang davon überzeugt gewesen war, das Mädchen habe zu ihm gesprochen.

Dr. Falier hatte seinen Platz an der Fensterbank verlassen und stand jetzt dicht vor dem Bett des Mädchens. Er beobachtete, wie ihre Augenlider zuckten und sich ihre rechte Hand um den Saum der Bettdecke schloss. Die Würgemale an ihrem Hals waren noch immer deutlich zu erkennen.

«Sie kommt durch», sagte Dr. Falier. «Aber sie wird sich an nichts erinnern.»

1

Venedig, Februar 1862

Die grau gestreifte Katze, die gerade einen Fisch erbeutet hatte, drehte misstrauisch den Kopf, als die Contessa Farsetti den Campo della Bragora betrat. Über Nacht hatte es geschneit, und da der Schnee in der Morgendämmerung grau aussah, hob sich das Fell der Katze kaum von der knöchelhohen Schneedecke ab, die den Platz bedeckte. Ein paar Sekunden lang rührte sich die Katze nicht. Dann machte sie einen Satz, und Emilia Farsetti sah, wie sie wieder zwischen den Kisten verschwand, hinter denen sie hervorgekommen war.

Obwohl es Sonntag war und noch nicht einmal neun, hatte das kleine Café, das ein älteres Ehepaar an der Westseite des Campo betrieb, bereits geöffnet. Die Frau - eine rundliche Person, die mit einem Reisigbesen den Schnee vor dem Café wegfegte - nickte der Contessa freundlich zu, und diese erwiderte ihren Gruß in dem beruhigenden Bewusstsein, dass die Frau nichts von ihr wusste - weder wer sie war, noch welchem Geschäft sie jeden Morgen nachging.

Zu Beginn dieser Tätigkeit im Herbst letzten Jahres hatte Emilia Farsetti auf dem Weg zur Arbeit noch wahre Höllequalen ausgestanden. Sie hatte das schreckliche Gefühl gehabt, alle Leute, denen sie begegnete, würden hinter ihrem Rücken mit Fingern auf sie zeigen. Das war natürlich Unsinn. Die Zeiten waren nicht so, dass die Leute mit Fingern auf Frauen zeigten, die einer ehrlichen Arbeit nachgingen. Viele Frauen - auch Damen ihres Standes - taten jetzt Dinge, an die sie eine Generation zuvor nicht einmal im Traum gedacht hatten. Ihre Cousine Zefetta beispielsweise (immerhin eine geborene Priuli) lebte von Bekanntschaften, die sie in den Cafés an der Piazza machte, und sie

selber hatte sich noch im letzten Winter als Putzmacherin durchschlagen müssen – in einer Stadt, in der es von Putzmacherinnen nur so wimmelte.

So gesehen war es ein Glück, dass ihr im Herbst letzten Jahres (von jemandem, der nicht wusste, wer sie war) die Arbeit angeboten wurde, der sie jetzt jeden Vormittag nachging. Die Arbeit wurde anständig bezahlt, und außerdem eröffnete sie – wie Emilia Farsetti bald herausfand – die Möglichkeit lukrativer Nebenverdienste. Die Brosche, die sie kurz vor Weihnachten im Rahmen ihrer Tätigkeit hatte an sich bringen können, hatte ihr eine Summe eingebracht, mit der sie drei Monate über die Runden kam, doch in der Regel bestand ihre Beute lediglich aus vergessenen Taschentüchern, Kämmen, Schals oder Handschuhen.

Es war kurz nach neun, als Emilia Farsetti aus dem Gewirr der kleinen Gassen um den Campo della Bragora ins Freie trat und sich an der Riva degli Schiavoni, der breiten Uferpromenade zwischen dem Arsenal und dem Dogenpalast, nach rechts wandte. Zwar schneite es nicht mehr, aber der Himmel, der sich über der Lagune wölbte, sah immer noch aus wie ein dünnwandiger Sack, der jede Sekunde reißen konnte, um eine neue Ladung Schnee auf die Stadt herabzuschütten.

Zu ihrer Linken, wo ein Segelschiff neben dem anderen am Kai lag, säumte ein Wald aus Masten ihren Weg und hüllte sich in die Nebelschleier, die vom Wasser herüberwehten. Von der Isola di San Giorgio (es war zu dunstig, um die Kirche und die Klostergebäude auf der anderen Seite des Wassers zu erkennen) ertönte das trostlose Warnsignal eines Nebelhorns, und eine Dampferfregatte, die eine schwarze Rauchfahne hinter sich herzog, fiel schwermütig ein.

Emilia Farsetti schlug den Kragen ihres Umhangs hoch und beschleunigte ihren Schritt. Ein Windstoß blähte den Umhang auf wie ein kleines schwarzes Segel und ließ sie ei-

nen Moment lang die feuchte Kälte spüren, die von der östlichen Lagune her auf die Stadt wehte. Sie rechnete damit, dass die Rauchfahne der *Erzherzog Sigmund* jeden Augenblick aus dem Dunst auftauchen würde, denn Raddampfer des Österreichischen Lloyd verspäteten sich fast nie.

Aber es dauerte noch eine gute Stunde, bis die *Erzherzog Sigmund*, langsam wie eine Schildkröte, auf den Anleger zukroch. Das Schiff schien dem Sturm, dessen Ausläufer Venedig heute Nacht gestreift hatten, nur knapp entronnen zu sein.

Die *Erzherzog Sigmund* hatte den größten Teil ihrer Reling verloren, und selbst das Schanzkleid am Bug war eingedrückt, so als hätte ein riesenhaftes Meeresungeheuer dem Schiff einen Prankenhieb versetzt. Aus dem Schornstein, der in der Mitte abgeknickt war, sickerte der Qualm wie zäher schwarzer Schleim auf das Vorderdeck. Die Seitenabdeckungen der großen Radkästen hingen herab wie zerbrochene Flügel, und bei jeder Umdrehung der Schaufelräder schrammte Metall gegen Metall und erzeugte ein unangenehmes, schepperndes Geräusch. Auch die Passagiere, die mit steifen Beinen von Bord gingen, sahen aus wie Leute, die gerade aus einem verrückten Albtraum erwacht waren. Und wahrscheinlich – so hoffte Emilia Farsetti – alles Mögliche in ihren Kabinen vergessen hatten.

Als sie schließlich das Bordrestaurant durchquerte, um ihre Tätigkeit in den Kabinen der ersten Klasse aufzunehmen, war es kurz vor elf. In der linken Hand hielt sie einen Mopp und einen Eimer, in der rechten eine Kehrschaufel und einen Handbesen. Im Gang, von dem die Kabinen abgingen, fing sie an, *Gott erhalte Franz, den Kaiser* zu pfeifen. Emilia Farsetti hegte keinerlei patriotische Gefühle.

Die meisten Passagiere ließen die Kabinentür offen, nachdem sie ihre Kabine geräumt hatten, doch die Tür von Kabine Nummer vier war geschlossen. Das war merkwürdig, aber kein Grund zur Irritation. Emilia Farsetti drehte

den Türkknopf nach links – ein großer Türkknopf aus Messing, auf einer weiß gestrichenen Tür, die mit einer grünen Vier bemalt war – und trat ein.

Die Kabine enthielt die übliche Ausstattung: die Bettnische, in der zwei Personen Platz fanden, den eingebauten Schrank, zwei Stühle und einen Tisch. Vor der Bettnische, deren Vorhang zugezogen war, erspähte sie zwei Stiefel aus braunem Leder, daneben auf dem Stuhl einen achtlos hingeworfenen Gehrock und einen Zylinderhut.

Emilia Farsetti blieb abrupt stehen.

Ihr erster Gedanke war der, dass der Mann hinter dem Vorhang noch schlafen musste. Der zweite war, dass er sicher krank war. Zu einem dritten Gedanken kam sie nicht, denn plötzlich hörte sie sich, mit einer Stimme, die nicht ihre eigene war, sagen: «*Signore! Siamo arrivati a Venezia!*»

Dann hielt sie die Luft an und lauschte. Aber das Einzige, was sie hörte, war das Klopfen ihres Herzens und das Tripeln eines kleinen Tieres, das dicht über ihrem Kopf einen Hohlraum in der Kabinendecke entlanglief.

Die Ratten verlassen das Schiff, dachte sie. Sie hätte nicht sagen können, warum sie das dachte, aber irgendwie schien es ein richtiger Gedanke zu sein.

Vierzehn Tage später wusste Emilia Farsetti, dass es klüger gewesen wäre, die Kabine sofort zu verlassen. Stattdessen blieb sie jetzt stehen und fing leise an zu singen: «*Non sai tu che se l'anima mia ...*» Sie stellte fest, dass der Klang ihrer Stimme sie beruhigte.

Als sie den Vorhang vor dem Bett aufschob, sang sie immer noch, und vielleicht lag es an der Musik in ihrem Kopf, dass sie zuerst nur Einzelheiten sah: die Altersflecken auf der Hand des Mannes, das fliederfarbene Blumenmuster seiner Weste, das rötliche Haar des Mädchens und ihre weit aufgerissenen Augen. Dann schoss alles zu einem Bild zu-

sammen, und sie musste die Hand auf den Mund pressen, um nicht zu schreien.

Der Mann, der vor ihr auf dem Bett lag, hatte die sechzig deutlich überschritten. Bis auf den Gehrock war er vollständig bekleidet. Er trug eine graue Hose mit Samtstreifen an den Seiten, unter der Weste ein gestärktes Hemd, am Kragen eine breite schwarze Schleife, die selbst im Tod noch sorgfältig gebunden war. Sein Kopf war leicht nach rechts gesunken, sodass die beiden Einschusslöcher auf der linken Seite seines Schädels nicht zu übersehen waren.

Hinter ihm, im rückwärtigen Teil des Alkovens, lag eine junge Frau. Sie war nackt, und im milchigen Licht, das in der Kabine herrschte, sah es so aus, als sei ihr Körper mit feinem weißem Puder bestäubt worden. Ihren Hals überzogen bläulich verfärbte Würgemale. Auf den Armen und auf dem Oberkörper waren Blutergüsse zu erkennen.

Emilia Farsetti öffnete den Mund, um zu schreien, aber alles, was sie zustande brachte, war ein heiseres Krächzen.

Großer Gott, dachte sie, ich träume. Ich sollte mich in den Arm kneifen, um aufzuwachen. Doch stattdessen tat sie etwas anderes. Sie schloss die Augen und fing an, langsam zu zählen. Als sie bei zehn angekommen war, wusste sie, was zu tun war.

Emilia Farsetti hielt die Luft an und trat vor den Schreibtisch. Dort stand ein Tintenfass, daneben lagen ein Federhalter, eine ausländische Zeitung und zwei Umschläge. Einer wies eine goldgeprägte Krone in der Ecke auf, der andere war groß und braun, aber nicht zu groß, um nicht unter ihre Schürze zu passen.

Sie horchte, ob sich auf dem Gang jemand näherte. Als sie nichts hörte, steckte sie beide Umschläge in den Rockbund unter ihrer Schürze.

Dann schrie sie.

Der Schrei kam direkt aus ihrem Zwerchfell und drang mühelos in alle Winkel des Schiffes. Er bewirkte, dass Kapi-

tän Landrini auf der Kommandobrücke erschrocken seinen Kaffee verschüttete und der Hilfssteward Putz, ein buckliger Zwerg mit großen braunen Augen, das Tablett fallen ließ, das er gerade in die Küche tragen wollte.

Als sie in die Kabine stürzten, zuerst Putz und Kapitän Landrini, dann der Chefsteward Moosbrugger und ein Matrose, der gerade damit beschäftigt gewesen war, den Schnee vom Vordeck zu schippen, kauerte Emilia Farsetti auf dem Boden. Sie schrie so laut, dass die Eintretenden den Mann und das Mädchen auf dem Bett völlig übersahen.

2

Es war der Matrose, der die Leichen als Erster entdeckte. Da er stotterte und niemand ihn dabei verstand, war er gezwungen, Kapitän Landrini am Ärmel zu packen und ihn vor das Bett zu zerren. «Da!», sagte er.

«Da» war das einzige Wort, das er problemlos aussprechen konnte. Unter normalen Umständen hätte er versucht, einen ganzen Satz zu sagen, etwa: *Commandante, da liegen zwei Leichen auf dem Bett*, oder: *Ich glaube, der strenge Geruch kommt von diesem Bett her*, aber so, wie die Dinge lagen, war an vollständige Sätze nicht zu denken.

Kapitän Landrini, der sich inzwischen fragte, ob der Albtraum, in dem er die letzten zehn Stunden verbracht hatte, jemals enden würde, drehte den Kopf, und eine graue Schockwolke rollte über ihn hinweg. Dann traten die Einzelheiten wunderbar scharf hervor: der auf dem Rücken liegende Mann, sein Kopf mit den beiden Einschusslöchern in der Schläfe und dahinter das Mädchen, ebenso tot wie er, ihr Oberkörper übersät von Blutergüssen, ihr Hals voller Würgemale. Plötzlich hatte Landrini die unangenehme Empfindung, in einem Vakuum zu stehen, als wäre die Luft aus der Kabine gezogen worden und die Wände könnten jeden Moment nach innen einstürzen. Seine Stimme hüpfte unversehens um eine Oktave nach oben. «Wer ist dieser Mann? Und wer ist diese Frau?»

Großer Gott, immer wenn er sich aufregte, wurde seine Stimme schrill, und Landrini hasste es, wenn er sich so reden hörte. Aber Moosbrugger beachtete ihn gar nicht, sondern blickte mit herabgezogenen Mundwinkeln auf den Mann und das Mädchen nieder, so als würde er das Ergebnis eines bedauerlichen Servierfehlers betrachten.

«Bei dem Herrn handelt es sich um Hofrat Hummelhauser aus Wien», erwiderte Moosbrugger schließlich. «Er hat

sich gestern Abend noch lobend über unsere Muscheln geäußert.»

Der Chefsteward war neben Landrini vor die Bettnische getreten, ein blütenweißes Handtuch über dem linken Arm, als wäre er im Begriff, eine Bestellung aufzunehmen. Landrini, dessen Uniformhose bis zu den Knien durchweicht war, fragte sich, wie Moosbrugger es fertig brachte, dass seine grüne Lloyduniform so makellos aussah, als hätte er sie eben frisch gebügelt aus dem Schrank geholt.

«Der Hofrat», fuhr Moosbrugger mit gleichmütiger Servierstimme fort, «war immer äußerst zufrieden mit unserem Service.» Wie üblich klangen seine Worte, als wären sie vorher sorgfältig geschliffen und poliert worden. Wer Moosbrugger nicht kannte, hätte vermutet, dass der Chefsteward über Humor verfügte, aber Landrini wusste, dass das nicht der Fall war. Moosbrugger hatte keinen Funken Humor.

Landrini räusperte sich, bevor er sprach, um nicht wieder eine Oktave nach oben zu rutschen. «Und die Frau?» Er hatte seinen Blick von dem toten Mädchen abgewandt, aber es war schwierig, das Bild wieder aus seinem Kopf zu vertreiben.

Moosbrugger hob bedauernd die Schultern. «Das entzieht sich meiner Kenntnis, Commandante. Die Kabine ist nur für eine Person gebucht worden.»

«Gab es allein reisende Damen in der ersten Klasse?»

Moosbrugger dachte kurz nach. «Nur die Fürstin von Montalcino.»

«Ist sie das?»

«Nein, Commandante.»

«Und wer *ist* sie?»

«Niemand aus der ersten Klasse. Vermutlich eine Person aus dem Zwischendeck. Ich nehme an, der Hofrat hatte etwas mit ihr zu besprechen. Dann hat sie wohl der Sturm

überrascht, und sie konnte nicht mehr zurück in ihr Quartier.»

Landrini erschien die Annahme, dass der Hofrat und das Mädchen etwas zu *besprechen* gehabt hatten, grotesk. «Fragt sich nur, wobei sie der Sturm überrascht hat», sagte er.

«Wie meinen Sie das, Commandante?» Moosbrugger lächelte reflexartig – sein üblicher Gesichtsausdruck, wenn ein Gast eine Bestellung aufgegeben hatte, die eine Nachfrage erforderte.

Landrini sah Moosbrugger spöttisch an. «Ich glaube nicht, dass der Sturm den Hofrat und die Frau bei einer *Besprechung* überrascht hat.»

Moosbruggers Mund öffnete sich langsam und schloss sich wieder. Und dann konnte Landrini sehen, wie Verständnis in Moosbruggers Augen dämmerte. «Wollen Sie damit sagen, dass der Hofrat eine ...», Moosbrugger stärkte sich durch ein kräftiges Schlucken, «dass der Hofrat ein Mädchen vom ... *Hafen* in seiner Kabine hatte?»

«Die Eisenbahn aus Wien war pünktlich um zehn in Triest», sagte Landrini. Er registrierte befriedigt, dass er seine Stimme wieder vollständig unter Kontrolle hatte. «Also hatte der Hofrat zwei Stunden Zeit, um eine entsprechende Bekanntschaft zu machen und ihr ein Billett für das Zwischendeck zu kaufen.»

«Ich kann mir nicht vorstellen», sagte Moosbrugger, «dass der Hofrat ein Mädchen vom *Hafen* ...»

«Hat er aber», unterbrach ihn Landrini. «Und irgendjemandem scheint es nicht gepasst zu haben.» Er wandte sich abrupt zur Tür. «Lassen Sie die erste Klasse absperren», sagte er. «Und ziehen Sie den verdammten Vorhang zu.» An den Matrosen gewandt befahl Landrini: «Du gehst zur Wache an der Piazza und holst ein paar Polizisten. Sag, dass wir zwei Tote haben. Vermutlich werden sie jemanden zum Palazzo Tron schicken, um Commissario Tron zu holen.»

«Dieser Commissario bewohnt einen eigenen Palazzo?» Moosbrugger hatte seine Stimme am Ende des Satzes ein wenig angehoben, sonst hätte Landrini die Frage für eine Feststellung halten können. Sie standen auf dem Gang, und Landrini sah zu, wie Moosbrugger die Kabine des Hofrats abschloss. Er nickte. «Seine Mutter, die Contessa Tron, ist die Eigentümerin.»

«Was bringt einen Conte dazu, als Polizist zu arbeiten?», fragte Moosbrugger. Der Umstand, dass ein Conte, der seinen eigenen Palazzo bewohnte, bei der Polizei tätig war, schien Moosbrugger mehr zu irritieren als die beiden Leichen, die sie eben gefunden hatten.

«Was bringt Sie dazu, als Steward zu arbeiten, Moosbrugger?»

Moosbruggers Augenbrauen hoben sich. «Ich muss meinen Lebensunterhalt bestreiten, Commandante.»

«Der Conte ebenfalls», sagte Landrini.

3

Der Dackel der Contessa, eine sechzig Zentimeter lange, sabbernde Röhre, hatte sich durch den Türspalt gezwängt und hechelnd Trons Schlafzimmer durchquert. Auf dem Bettvorleger sprang er ab und landete auf Trons Laken, doch bevor seine feuchte Zunge Trons Gesicht erreichen konnte, schleuderte ihn ein energischer Fausthieb auf den Bettvorleger zurück.

Einen kindischen Augenblick lang war Tron stolz darauf, wie schnell und präzise er reagiert hatte: sich auf den Rücken gedreht und die geballte Faust nur nach Geräusch nach vorne schnellen lassen. Und dann – *wumm!* – den Köter voll in die Rippen getroffen, ihm vielleicht sogar ein paar Rippen *gebrochen* – nicht schlecht für einen Mann, der direkt aus dem Tiefschlaf kam, dachte Tron.

Er schloss die Augen, atmete heftig aus wie nach einer schweren Anstrengung und ließ sich wieder in die Kissen sinken. Der Hieb hatte ihn erschöpft. Tron fühlte sich auf einmal sehr müde – nicht nur übernachtigt. Es war die Müdigkeit gelebter Jahrhunderte, die sich in ihm eingenistet hatte und die kein Schlaf stillen konnte. Lange bevor dieser Palazzo gebaut worden war, in einer Zeit, als der größte Teil der Lagunenstadt noch aus schilfbedeckten Inseln bestand, hatten die Trons bereits in diesem Teil Venedigs gewohnt. Die Trons waren ein sehr altes Geschlecht. Sie waren so alt, dass es Tron manchmal fast peinlich war.

Als er die Augen wieder aufschlug, konnte er in unbestimmter Entfernung zwei blasse Striche aus mattem Licht erkennen – die dünnen Lichtstreifen, die sich morgens oberhalb der Fenstervorhänge zeigten.

«Er wollte dir nur einen guten Morgen wünschen», sagte eine Stimme.

Tron drehte den Kopf und sah, dass Alessandro, Kammerdiener und Faktotum des Hauses, sein Schlafzimmer betreten hatte. Über seinem linken Arm lag ein Handtuch, in seiner rechten Hand trug er eine Kanne. Er durchquerte das Halbdunkel des Raumes (Tron hoffte, dass nichts auf dem Boden lag, was Alessandro ins Stolpern bringen konnte) und blieb vor dem Waschtisch stehen. Dann goss er das Wasser aus der Kanne in die Schüssel, und anschließend hörte Tron das vertraute Geräusch, mit dem Alessandro den Porzellankrug auf die Marmorplatte des Waschtisches stellte. Im Winter war das Wasser, das Alessandro ihm morgens brachte, warm.

Tron hatte sich aufgerichtet und hielt sein Nachthemd, auf dessen Vorderseite das Wappen der Trons eingestickt war, frierend zusammen. Alessandro, hoch gewachsen und weißhaarig, begann die Kerzen zu entzünden, und das Schlafzimmer trat nach und nach aus der Dunkelheit hervor: ein großer, spärlich möblierter Raum mit zwei Fenstern, vor denen zerschlissene Brokatvorhänge hingen. Neben dem Waschtisch stand ein Tafelklavier, darunter stapelten sich kniehoch Exemplare der Zeitschrift *Emporio della Poesia*, zu deren Herausgebern Tron gehörte. Die Stapel erklärten sich daraus, dass der Absatz der *Emporio della Poesia* zu Trons Kummer eher schleppend verlief, obwohl er bei jeder Gelegenheit um Abonnenten warb.

«Wie spät ist es?» Tron saß auf der Bettkante und angelte mit den Füßen nach seinen Pantoffeln. Das Zimmer, das unter seinem Blick beunruhigend geschwankt hatte, als er sich aufrichtete, stabilisierte sich langsam.

«Die Contessa erwartet dich zum Frühstück», sagte Alessandro, ohne sich umzudrehen. Er war damit beschäftigt, den gusseisernen Ofen in Gang zu setzen, der zwischen den immer noch verhängten Fenstern stand.

«Ich wollte an der Piazza frühstücken», erwiderte Tron. Schon der Gedanke an den eisigen Salon der Contessa jagte

ihm einen Schauer über den Rücken. Die Räume in der Etage über ihm, der Ballsaal und die angrenzenden Salons, ließen sich der hohen Decken wegen im Winter kaum heizen.

«Du hattest der Contessa versprochen, mit ihr die Antworten auf die Balleinladungen durchzugehen», sagte Alessandro. Jetzt stand er neben Tron und reichte ihm die Kleidungsstücke, so wie er einst Trons Vater die Kleidungsstücke gereicht hatte. «Der Ball findet nächsten Sonnabend statt.»

Trons Kinn beschrieb eine unwillige Acht. Er warf Alessandro einen gereizten Blick zu. «Ich weiß, wann der Ball stattfindet», sagte er.

Solange er zurückdenken konnte, wurde am dritten Sonnabend im Februar im Palazzo Tron ein Maskenball veranstaltet – selbst im schlimmen Winter 1849, als die Österreicher die Stadt belagert hatten. Vielleicht lag es an der hartnäckigen Regelmäßigkeit, mit der die Contessa den Ball stattfinden ließ, dass sich mit den Jahren ein Nimbus um den Maskenball der Contessa Tron gebildet hatte. Jedenfalls wurde die Gästeliste der Contessa mit jedem Jahr mondäner – und die Ausgaben für den Ball immer gewaltiger. Andererseits war nicht zu bestreiten, dass der Palazzo Tron, der die übrige Zeit des Jahres in einem komatösen Tiefschlaf vor sich hin dämmerte, in der Ballnacht wieder zum Leben erwachte. Dann erzeugten Hunderte von Kerzen und ein in Reifröcke und Contouches gekleidetes Publikum die Illusion, das galante Jahrhundert wäre nie zu Ende gegangen – jedenfalls so lange, bis der letzte Gast den Ball verlassen hatte und der Palazzo Tron mit der Morgendämmerung wieder in seinen Schlaf versank – wie ein Vampir, dachte Tron.

«Vielleicht kann ich heute Nachmittag mit der Contessa reden», sagte er lustlos.

In Alessandros Stimme lag jetzt eine Spur von Ungeduld. «Die Contessa möchte jetzt mit dir darüber sprechen.»

«Ich habe Kopfschmerzen.»

«Das hatten wir bereits letzten Sonntag.»

«Mir ist schwindlig.»

«Das hatten wir Freitag.»

«Sag, dass ich dienstlich aus dem Haus muss.»

«Ich habe der Contessa versprochen, dass du dir heute Vormittag Zeit dafür nimmst, Alvise.»

Tron, inzwischen in Hose und Weste, war vor den Waschtisch getreten. Das Wasser in der Schüssel dampfte und roch angenehm nach Lavendel. Er tauchte den Lappen hinein und betupfte seine Augen und seinen Mund. «Diese Maskenbälle ruinieren uns noch», seufzte Tron. Dann legte er den Waschlappen auf die Marmorplatte des Waschtisches und spritzte sich ein wenig *Eau de Cologne* (das echte von *Farina Gegenüber*) in den Halsausschnitt. «Für den Putz zum Rio Tron hin ist kein Geld da. Aber für Lohndiener, Appetithäppchen und Champagner.»

Der Dampf aus der Schüssel hatte die untere Hälfte des Spiegels über dem Waschtisch beschlagen, sodass Tron sein Gesicht nur von der Oberlippe an klar erkennen konnte: die große Nase, darüber ein Paar blasse blaue Augen, die ihn unter leicht gesenkten Lidern anblickten und den Eindruck von Müdigkeit und Skepsis vermittelten.

Alessandro war neben Tron getreten und hielt ihm den Gehrock entgegen. «Hast du mit der Contessa über die Gästeliste gesprochen?», fragte Alessandro.

«Nein.»

«Dann weißt du es also noch nicht.»

«Was?»

«Dass sie auch Oberst Pergen einladen will.»

«*Pergen?*» Tron schüttelte ungläubig den Kopf. «Woher kennt sie Pergen überhaupt?»

«Sie hat den Oberst vor ein paar Tagen bei Nicolosa Priuli getroffen.»

«Dass Nicolosa Priuli Pergen empfängt, ist erstaunlich.»

«Weil Pergen Chef der Militärpolizei ist?», fragte Alessandro.

«Weil Nicolosa Priulis Bruder mit Garibaldi in Sizilien war und jetzt in Turin für den *Comitato Vèneto* arbeitet», sagte Tron. «Warum, in aller Welt, will die Contessa Pergen einladen?»

«Wegen der Villa in Dogaletto. Die Contessa hat sich über die niedrige Pacht beklagt, die die Armee für das Haus zahlt, und Oberst Pergen hat versprochen, mit dem Generalquartiermeister zu reden», erwiderte Alessandro. «Wir sind pleite, Alvise. Die Contessa muss noch die Musiker bezahlen, und sie weiß nicht, wie.»

«Warum sagt sie mir nichts?»

Alessandro zuckte die Achseln. «Weil sie genau weiß, wie du über den Ball denkst. Sind die Mieten schon kassiert worden?»

«Bei Volpis, bei Bianchinis, bei Marcovic, bei Goldinis und bei Cestos war ich gestern. Bei Widmans tropft es wieder von der Decke. Da kann ich schlecht kassieren.» Tron dachte einen Moment lang nach. Dann sagte er: «Wir könnten den Tintoretto im grünen Salon verkaufen.»

«Wieder an Sivry?»

«Sivry hat immer gut gezahlt. Und sein Geschäft geht glänzend. Er hat den angrenzenden Laden dazugemietet. Immer mehr Kundschaft kommt aus den großen Hotels.»

«Das ist der letzte Tintoretto, den wir noch haben», gab Alessandro zu bedenken.

Tron warf ihm einen amüsierten Blick zu. «Wir haben schon lange keinen Tintoretto mehr. Im grünen Salon hängt eine Kopie. Das Original ist vor hundert Jahren nach Wien verschenkt worden. Aber das weiß Sivry nicht.» Er zupfte die Enden seiner dunkelblauen Halsbinde sorgfältig auf die gleiche Länge. «Was macht das Wetter?»

Anstatt zu antworten, zog Alessandro den Vorhang aus zerschlissenem Damast zurück und trat zur Seite.

Das Licht, das in das Zimmer flutete, kam von einem Himmel aus grauer Watte, über den sich unzählige weiße Striche zogen, und es dauerte ein paar Sekunden, bis Tron begriffen hatte, dass es schneite.

«Es hat heute Nacht angefangen», sagte Alessandro.
«Im Hof liegt der Schnee bereits knöchelhoch.»

«Ist noch Kaffee oben?»

«Ich kann dir frischen Kaffee bringen», sagte Alessandro.

Tron seufzte. «Sag der Contessa, dass ich komme.»

[...]